

Nr. 51. Posen, den 22. Dezember. 1895.

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.
(Fortsetzung.)

Man horchte allgemein auf und war gespannt, was da wohl herauskommen würde.

„Ein Beweis für meine Darlegung liegt übrigens auch darin, daß derartige Verlobungen außerordentlich häufig und wie es den Anschein hat, auch leicht wieder aufgelöst werden."

„Und Sie wollen prätendiren, daß ein solcher Fall bei Ihnen vorliege?" fragte Fräulein von Fahlen.

„Ich prätendire das nicht nur, sondern es ist faktisch so. Bitte versetzen Sie sich in meine Lage. Kann ein höflicher, zuvorkommender, gutsituirter junger Mann mit gesicherter Carriere, mit Bildung und Geist auf die Dauer einem solchen — Verhängniß entgehen? Ich frage Sie, meine Herren, ist das möglich?"

„Unmöglich, in Ihrer Lage unmöglich", bestätigten Max und Lassen mit zuversichtlicher Uebereinstimmung.

„Ich kann das nicht glauben", versicherte Fräulein von Fahlen, „und zwar werde ich das solange nicht glauben, als es mir nicht unzweifelhaft bewiesen wird."

„Nichts leichter als das", versetzte Herr Saegebühl rasch, „denn die Höflichkeit und Zuvorkommenheit geht natürlich nicht so weit, daß man sich opfern müßte."

„Und wie wollten Sie den Beweis liefern?"

„Dadurch, daß ich die Verlobung auflöse."

„Aber Herr Actuar!" erwiderte Fräulein von Fahlen im verführerischen Schmolltone.

„Ja, meine Gnädigste, dazu ist sie ja gemacht! Ich bin sicher, damit kein großes Unheil, höchstens eine vorübergehende Verlegenheit meiner Braut, bis sie einen andern — Begleiter gefunden hat, herbeizuführen."

Da das Essen längst zu Ende war, so hielt es Fräulein von Fahlen jetzt an der Zeit, sich langsam zu erheben. Die Herren thaten das Gleiche. Aber Herr Aktuar Saegebühl wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

„Und wenn ich den Beweis erbringe, meine Gnädigste?" fragte er leiser.

„Dann — haben Sie Recht", antwortete Fräulein v. Fahlen.

„Und Sie werden Ihr Wort halten?"

„Ohne Zweifel, Herr Aktuar!"

Da das Wetter leidlich war und sogar die Sonne einige schwache Versuche machte, die dicken Nebel von Doberan zu durchdringen, so machte Max der, sich wieder in einer beunruhigenden Aufregung befand, den Vorschlag, einen Spazierritt zu unternehmen, weil er hoffte, dabei einige unbelauschte Worte mit Fräulein von Fahlen wechseln zu können. Letztere nahm den Vorschlag mit großer Bereitwilligkeit auf, und bald wurden die Pferde vorgeführt.

Als Fräulein von Fahlen das Pferd besteigen wollte, sprang Max hinzu und sagte laut:

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, Ihr Sattel ist nicht recht fest."

Damit trat er näher und schnallte an dem Pferde herum.

„Nun?" fragte sie leise, „habe ich's recht gemacht? Sind wir nun quitt?"

„Sie sind zu weit gegangen, viel zu weit."

„Wie so?"

„Sie wollten ihn küssen? Oh —"

„Ihn küssen? Lieber würde ich einen Ziegenbock umarmen."

„Aber besinnen Sie sich doch! Sie sagten ja — — "

„Bst! Die Furcht macht Sie blind und taub. Hätten Sie nur richtig gehört! Helfen Sie mir auf's Pferd!"

Sie trat sehr energisch in seine als Steigbügel dargebotene Hand und einen kleinen Bruchtheil einer Sekunde ruhte ihre Gestalt in seinem Arme. Eine wilde Blutwelle schoß in sein Gesicht und sein Auge suchte mit heißem Blick das ihre. Auch sie wurde etwas verwirrt.

„Sie großes, großes Kind", flüsterte sie leise.

Dann ritten sie fort.

XIII.

Es waren seit dem Besuch des Herrn Aktuar Saegebühl auf Schloß Doberan nur wenige Tage vergangen, aber sie waren über das arme Fräulein Doris hereingebrochen wie die egyptischen Plagen. Ihr Unglück, ihr Elend, ihr Weltschmerz wuchs stündlich, wie der Kürbis des Propheten. Zunächst war es die — große Wäsche, die in regelmäßigen Zwischenräumen von acht bis zehn Wochen wie ein Mehlthau in ihre junge duftige Existenz fiel und bei der sie sich in Folge einer betrübenden Hartnäckigkeit ihrer Mutter höchst eigenhändig betheiligen mußte. Das Verständniß für den beruhigenden friedlichen Segen einer nüchternen, aber nützlichen Beschäftigung war ihr noch nicht aufgegangen, und sie glaubte es deshalb ihrer Bildung und Stellung schuldig zu sein, sich über eine so hausbackene Zweckmäßigkeit unglücklich zu fühlen. Mit diesem schmerzlichen Ereigniß war aber noch ein Brief des Herrn Aktuar eingetroffen, worin ihr dieser kurz und trocken mittheilte, daß er nicht habe die Ueberzeugung gewinnen können, daß sie zusammen paßten, und er sich deshalb veranlaßt sehe, die eingegangenen Versprechungen zurückzunehmen. Das war ohne Zweifel ein harter Schlag für sie. Die ganze Welt war ihr vergällt, schal, öde und leer; sie wollte nicht mehr leben; sie wünschte sich den Tod. So stand das hübsche, rundliche, noch nicht neunzehnjährige Persönchen da, seifte mit einer trübseligen Gleichgiltigkeit ihres Papas Hemden

ein und sang dabei mit einer tief melancholischen Grabessehnsucht:

„Du Heilige, nimm Dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.“

Und bei alle dem traute sie sich nicht einmal ihren Schmerz Jemandem zu klagen; sie schämte sich. Nicht einmal ihre Mutter, die geschäftig auf und ab ging und sie manchmal verwundert von der Seite ansah, wußte davon. Voraussichtlich wäre selbst Frau Horn außer sich gewesen über die — Schande, die der Familie auf diese Weise widerfahren war.

Plötzlich wurde Fräulein Doris über und über roth und zog aufgeregt an ihren Aermeln, die sie, um besser hantiren zu können, weit zurückgeschlagen hatte. Sie wollte sie offenbar wieder herunterziehen, aber sei es, daß die Aermel zu eng oder die sehr hübsch geformten Unterarme des Fräulein Doris zu — rundlich waren, sie kam damit nicht rasch genug zu Stande.

„Lassen Sie nur, Tante, ich gehe lieber gleich selbst zu ihr, um ihr wenigstens guten Tag zu sagen“, hörte sie den Vetter Alex draußen auf dem Hof sagen, und gleich darauf schritt er auch schon über die Schwelle des Waschhauses. Und sie stand da mit einer altmodischen blauen Kattunschürze. mit aufgestreiften Aermeln und seifte Wäsche an! Sie hätte in die Erde sinken mögen vor Scham.

„Aber mein Gott, Alex, nein, wie kann man nur so ohne Weiteres — nein, mich so zu überraschen! Das ist wirklich nicht hübsch von Dir. Wie ich aussehe!“

Herr Lassen blieb überrascht auf der Schwelle stehen. Von Hause aus von sehr ruhiger und nüchterner Anschauung und Beurtheilung, hatte er Fräulein Doris bisher unter all dem Putz und Brimborium, den sie so sehr liebte, wie unter einem Schleier gesehen. All diese Schleifchen und Puffen und Posamenterien, mit denen die Damen eingebildete oder nicht eingebildete Vorzüge zu betonen oder zu nuanciren lieben, machten auf ihn mehr den Eindruck einer koketten Maske, hinter der sich nur zu oft wesentliche Schattenseiten verbargen. Jetzt sah er nun zum ersten Mal sein hübsches Bäschen, wie sie war, und die verlegene Verwirrung, die aufgeregte Röthe ihrer Wangen thaten das Uebrige. Er war entzückt.

„Doris, ich vergifte mich auf der Stelle mit diesem Stückchen Seife hier, wenn Du Dich auch nur im Geringsten durch mich stören läßt“, sagte er launig.

„Ich sehe aus wie eine Waschfrau!“ jammerte Fräulein Doris, „was Du von mir denken mußt!“

„Ei, ich denke, daß Du noch einmal eine tüchtige hübsche kleine Hausfrau wirst.“

„Ich mag gar keine Frau werden“, ereiferte sie sich, „nie, niemals!“

Die Hitze, mit der sie diese schreckliche Zumuthung zurückwies, unterrichtete Herrn Lassen über die Sachlage besser, als eine ellenlange Auseinandersetzung. Er wußte nun, daß Herr Saegebühl seine Zusage wirklich erfüllt hatte.

„Aber Doris“, sagte er gemüthlich und setzte sich auf ein umgestülptes Waschfaß, „das klingt gar nicht ermuthigend für Herrn Saegebühl.“ Sie wurde wieder roth.

„Das soll's auch nicht“, sagte sie eifrig, „es soll für gar Niemand so ermuthigend sein. Ich kann die Männer alle nicht leiden. Sie sind eine Plage, die der liebe Gott in seinem Zorn erschaffen hat.“

„Der arme Aktuar! Wenn ich ihm das wiedersage —“

„Oh, das ist ganz aus! Ich mag nichts von ihm wissen. Hörst Du wohl, Alex, ich mag nichts von ihm wissen. Er ist ein Scheusal. Ich will ihn nie, nie wieder sehen.“

„Das konnte ich Dir schon vor langer Zeit sagen“, bemerkte Lassen trocken und klapperte gleichmüthig mit der Reitgerte an seinen Sporen herum.

„Und Du hast sehr Unrecht gethan, Alex, es mir nicht zu sagen. Mich so zu kompromittiren! Und Du bist schuld, Alex — —“

„Ich bin schuld, Doris? Ich habe mich doch nicht mit ihm verlobt.“

„Ja“, fuhr sie erregt fort und offenbar froh, Jemanden gefunden zu haben, dem sie ihren ganzen Jammer in die Schuhe schieben konnte, „Du bist schuld; hättest Du mir auch nur ein Sterbenswörtchen gesagt — —“

„So hättest Du mich wahrscheinlich einen groben Bauer genannt, der von nichts in der lieben Gotteswelt etwas verstünde“, unterbrach er sie nachdrücklich.

Ein großes Stück Seife in der kleinen Faust, fuhr sie eine Weile in tiefster Entrüstung auf dem nassen Leinen hin und her und biß mit den kleinen blitzenden Zähnen energisch auf die schwellende Unterlippe. Dann faßte sie aber wieder Muth und sagte:

„Du bist doch schuld, Alex; Niemand sonst als Du. Max hat es mir wohl erzählt, daß Du — — daß es Dir sehr — — Du bist schuld. Hättest Du — —“

Es war eine wahre Wohlthat, daß sie eine Beschäftigung hatte. Nicht um ganz Spanien mit allen Kolonien hätte sie jetzt die Augen heben und ihn ansehen mögen. Lassen hingegen verwandte keinen Blick von ihrer kleinen, rührigen Gestalt, von ihrem aufgeregten rundlichen Gesicht. Er hätte aufspringen und ihr um den Hals fallen mögen und ihre frischen dunkelrothen Lippen küssen und einen ganzen Tag lang — aber als besonnener Mann verstand er sich zu beherrschen; er wollte nicht wie ein verzweifelter Spieler Alles auf einen gewaltsamen Sturmangriff ankommen lassen. Der Sieg war ihm zu werthvoll, als daß er ihn in dieser Weise auf's Spiel setzen sollte. Eingedenk des Sprichworts: Ein Pferd führt man am Zaum einen Elephanten am Strick, ein Weib am — Herzen, sagte er nach einer Pause mit verschmitztem Hinterhalt:

„Gut, Doris, ich will schuld sein und Du sollst Recht haben. Ich will es als meine Pflicht anerkennen, daß ich zu Dir hätte sprechen sollen. Wirst Du es mir deshalb übelnehmen, daß ich jetzt glücklich darüber bin, zu sehen, wie Du trotzdem richtig herausgefunden hast, daß — — daß es nicht ging? Daß Saegebühl kein Mann für Dich war?“ Wirst Du mir das übelnehmen?“

„Du freust Dich darüber?“

„Hast Du daran gezweifelt?“

„Das ist aber doch nicht hübsch von Dir.“

„Ich weiß mir nichts Schöneres in der Welt.“

Ihre Stimmen waren immer mehr und mehr zu einem traulichen, gemüthlichen Flüsterton herabgesunken, und wie sie jetzt den Blick etwas befangen und verstohlen hob, bemerkte sie, wie er sich leise von seinem Fasse erhob. Sie mochte Verrath und Ueberrumpelung fürchten und fühlte sich in einer beängstigenden Lage.

„Du hättest aber doch sagen sollen, Alex“, hob sie wieder mit einer etwas gewaltsamen Energie an und fuhr mit verzweifelter Kraftentwickelung auf ihrer Wäsche herum.

„Was denn, Doris?“ fragte er leise und lächelnd.

„Hm! Das mußt Du wissen“, keuchte sie wie von ihrer Arbeit angestrengt und vollständig in Anspruch genommen hervor.

„Daß ich Dich liebe, Doris?“

„Aber Alex!“ sagte sie entrüstet.

„Das hättest Du doch schon längst wissen sollen. So etwas sagt man nicht erst, so etwas fühlt man, Doris.“

Dabei faßte er sie ziemlich kräftig um die Taille und griff mit der anderen Hand nach ihrem Kinn. Sie ließ ihre Seife rasch fahren und suchte ihm erschrocken zu wehren.

„Alex, Alex, ich schreie!“ rief sie in ihrer höchsten Angst.

Eine kleine Sekunde schien Waffenstillstand zu sein. Er sah ihr treuherzig in die Augen und sagte mit einer rührend bittenden Stimme:

„Doris!“

„Aber nur ganz wenig“, flüsterte sie.

Sie schrie aber gar nicht. Blitzschnell hatte er sich über sie gebeugt und ihre Lippen mit den seinen fest verschlossen. — — Wie lange sie so dagestanden hatten, wußten sie Beide nicht. Plötzlich fuhr Frau Horn geschäftig zur Thür herein.

„Sind die Hemden eingeseift?“ — Mein Himmel, was macht Ihr denn?“ rief sie und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

Wie ertappte Sünder fuhren sie auseinander, fanden aber in ihrer Bestürzung Beide keine Worte.

„Ja, aber Doris, was soll denn das heißen? Wenn nun das der Aktuar — — Herr meines Lebens — —“

„Alex — —“ sagte Doris verlegen.

„Liebste Frau Tante“, sagte endlich Lassen, „bitte, haben Sie die Güte, mir nur eine halbe Minute zuzuhören! Aktuar Saegebühl hat sich als ein Erzschelm entpuppt, und Doris will durchaus nichts mehr von ihm wissen.“

„Durchaus nicht", bekräftigte diese, nicht um Indien und alle seine Schätze."

„Ja, aber da hört doch Alles auf! Doris, hast Du denn den Verstand verloren? Du kannst Dich doch nicht zweimal in einer Woche verloben."

„Ach, Mama, das erste Mal war's ja nichts", entgegnete Doris verlegen.

„Wir haben ja auch gar nicht so große Eile, unser Glück aller Welt zu verkünden", versetzte Lassen wieder, „wir möchten Sie im Gegentheil bitten, Frau Tante, unser Geheimniß wenigstens einige Tage zu bewahren, bis wir Alles aufdecken können, was sich ereignet hat."

„Was sich ereignet hat", wiederholte Frau Horn verdutzt, „was hat sich denn ereignet?

In kurzen Worten erklärte Herr Lassen seinen beiden Zuhörerinnen, was ihnen zum Verständniß der Situation nöthig war, und schloß mit den Worten:

„Sehen Sie, Frau Tante, das ist der Mann, der mir und Max gegenüber sozusagen als ein Verwandter des Engels mit dem feurigen Schwert vor meinem Paradies stand. Der uns Beide um unser Bestes betrügen wollte. Wollen Sie das leiden? können Sie es?"

„Es ist abscheulich", antwortete Frau Horn in unverstellter Entrüstung.

„Treten Sie meinem Complot bei, Frau Tante, und bewahren Sie mein Geheimniß, bis wir auch Ihren Herrn Gemahl überzeugen können. Thun Sie es Max zu Liebe", bat Herr Lassen.

„Ei, selbstverständlich."

„Und Du darfst auch nicht plaudern. Doris! Um Gottes willen nicht."

„Weiß ich etwa nicht den Mund zu halten, wenn es Zeit ist, Max?" fragte das junge Mädchen munter zurück.

Diesmal konnte sich Herr Lassen nicht mehr beherrschen. Er küßte sie nochmals herzlich auf die frischen Lippen.

Frau Horn stand dabei, hatte aber nichts Besonderes dagegen einzuwenden, freute sich im Gegentheil über das hübsche Paar. Dann verabschiedete sich Lassen von den Damen, da er nach Doberan zurück mußte. Aber sie ließen ihn nicht ohne das Versprechen fort, ihnen schon am nächsten Tag Nachricht zukommen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Der Baum der armen Seelchen.

Ein Weihnachtsmärchen von Ludwig Ganghofer. (Nachdruck verboten.)

Weihnacht! Selige Zeit der süßen Kinderfreude! Da brennt der Baum! Das ganze Zimmer ist Glast und Glanz, über Allem ein Flimmern, Glitzern und Schimmern und überall eine blendende Lichtfluth, so voll und mächtig, daß sie die engen Wände zu sprengen droht. Der erste Rausch der Freude ist vorüber, die jubelnden Kinderstimmen werden leiser, das Uebermaß der Wonne macht die Kleinen stumm, nachdenklich, fast ein wenig müde. Vater und Mutter athmen auf, nun kommt auch für sie ein Augenblick der Ruhe. In solchen Minuten fällt es zuweilen über unsere Augen wie ein geistiges Entschlummern. Die Seele verläßt den Körper, sie verjüngt sich und wird zum Kinde wieder, alle Orte sucht sie heim, an denen sie Freude und Glück erfahren, und alles wieder fühlt sie nach, was einst im Herzen des Kindes zitterte mit Lust und Weh. Kehrt dann die Seele zurück von ihrer flüchtigen Reise, dann regen wir plötzlich die Glieder, blicken umher und athmen tief, wie beim Erwachen. Wir meinen, das wäre die Erinnerung an vergangene Jahre gewesen. Aber nein, das war es nicht. Es war ein wirkliches Wiederleben in einer hingestorbenen Zeit. Es währte nur eine Sekunde und dennoch viele Jahre. Und wenn wir erwachen nach solchem Augenblick, dann stehen längst vergessene Bilder vor unserem Geiste, so scharf und klar, so hell durchleuchtet bis in den kleinsten Zug, wie keine bewußte Erinnerung sie zu schauen vermag.

Ein solches Bild, das jählings wieder in mir auflebte, nachdem es die Jahre aus meinem Gedächtniß gestrichen hatten, will ich schildern.

Es, war vor langer Zeit einmal, an einem heißen Sommertage. Das Forsthaus, welches wir bewohnten, erwartete Gäste mit dem kommenden Morgen. Als die Mittagsstunde vorüber war, winkte mir die Mutter und wir verließen das Haus. Im Staube der Straße trippelte ich mit meinen fünfjährigen Füßchen neben ihr einher, die so still und ruhig ihres Weges dahinschritt. Ein breitrandiger Strohhut überschattete ihr schmales, weißes Gesicht, dessen blaue Augen immerfort umhergingen und so fröhlich leuchteten, als hätten sie ihre Freude an Allem, was sie erblickten. Ich schaute manchmal zu ihr empor, und dann war es mir immer, als müßt' ich fragen: „Mutterle, was denkst Du?" Aber Kindergedanken haben ein kurzes Leben. Immer noch eh' ich zum Fragen kam, flog entweder ein Falter über die Straße, oder eine Grille, die sich gesonnt hatte, huschte unter plötzlichem Verstummen in das schützende Gras des Wegrains, oder ein plumper Roßkäfer schwankte mit hochgespreizten Beinen über den Staub. Und das waren so wichtige Ereignisse für mich, daß ich alles andere darüber vergaß. Einmal gelang es mir, einen goldig schillernden Laufkäfer zu haschen, doch als ich ihn in meiner Tasche gefangen setzen wollte, sagte die Mutter: „Laß ihm seine Freiheit . . . . was meinst Du denn, wenn der Riese käme und würde Dich in seine Tasche stecken?" Ich hatte ein dunkles Gefühl, als würde ich mir eine solche Behandlung nicht gefallen lassen. Uebrigens glaubte ich gar nicht an den Riesen . . . . was mich aber doch nicht hinderte, scheu nach allen Seiten umherzuspähen. Den Käfer aber setzte ich mit flinker Hand auf die Straße zurück, blickte ihm wehmüthig nach bis er in einer Weißdornstaude verschwunden war, und dann ließ ich das Köpfchen seitwärts hängen, stieß die kleinen Fäuste in die Hosentaschen und trippelte der Mutter nach.

Wo die Wiesen und Aecker zu Ende gingen, begann die Heide, welche zwischen sacht ansteigenden Wäldern in einem muldenförmigen Thal sich hindehnte auf weite Strecken. Hier wollten wir Heideblumen brechen für einen Tafelstrauß und für einen Kranz um das „Willkommen" über die Thüre. Es war in der schönen Zeit, die Blumen standen in voller Blüthe. Wie ein rother See war die Heide anzusehen und nur selten, wenn ein leiser Lufthauch über die blühenden Kräuter strich, tauchten kleine grüne Wellen aus dem rothen Spiegel. Schwüle, süßliche Düfte erfüllten die heiße zitternde Luft. Und ein tausendstimmiges Sumsen, Zirpen und Brummen quoll aus allen Kräutern.

Die Mutter schürzte mit einer Schnur das Kleid und begann zu pflücken. Ich aber sprang wie ein tolles Füllen weit hinein in die Heide, deren blühende Büsche mir bis an die Hüfte reichten. Ich jagte den kleinen blauen Schmetterlingen nach, die ich oft zu zehn und zwanzig dichtgedrängt an einer einzigen Blume hängen sah. Dann wieder trieb ich mein Spiel mit einem Distelfalter. Das ist der geduldige Hiob unter den Schmetterlingen. Dort sitzt er auf einer Distel und wiegt ganz sagte die Schwingen. Langsam schleichst du näher und streckst die Hand über ihn; er rührt sich nicht, mit geschlossenen Flügeln sitzt er, die Fühler steil aufgerichtet, und nur ein ganz klein wenig dreht er die schillernden Augen nach oben, als wenn er sagen wollte: „Was will denn der dumme Junge?" Nun greifst du mit zwei Fingern behutsam zu, und er ist gefangen. Nachdem du ihn einer genauen Besichtigung unterzogen hast wobei das arme Kerlchen deiner Wißbegierde die Hälfte seines schimmernden Flügelstaubes opfern muß, streckst du die Hand in die Höhe, singst das altbekannte „Müllermaler flieg' . . . . . ." und öffnest die Finger.

Wie ein Trunkener gaukelt der Befreite kreuz und quer in der Luft umher, gleich aber wird sein Flug wieder ruhig . . . Da sitzt er schon wieder auf einer Distel . . . und das alte Spiel beginnt von Neuem.

Seit einer Weile hatte ich solch einen Dulder, der von keiner Erfahrung lernen wollte, in strenger Arbeit, als mich weit

über die Heide her die Stimme meiner Mutter rief. Ich setzte mich in Galopp, kam athemlos bei der Mutter an und sprudelte einen Bericht meiner Abenteuer herunter. Sie schalt mich wie einen Wildfang, zog mich mit einer Hand an sich . . . denn mit dem anderen Arme hielt sie einen mächtigen Busch von Blüthen umspannt . . . strich mir das nasse Haar aus der brennenden Stirn und sagte: „Komm, dort drüben ist Schatten."

Wir gingen einem niederen Hügel zu, auf welchem eine riesige, uralte Tanne stand, der einzige Baum in der weiten Heide. Seine mächtigen, dichtgedrängten Aeste warfen einen Schatten, so dunkel und kühl, daß in ihm nur ein spärliches Moos gedeihen konnte. Ein geheimnißvolles Summen schwebte um seine Zweige, deren Nadeln fast ganz überwuchert waren von fahlgrünen, in langen Bärten niederhängenden Flechten.

Die Mutter saß schon im Schatten und begann die gebrochenen Blumen zu ordnen. Ich aber zögerte noch immer und schaute mit scheuen Kinderaugen zu dem gewaltigen, einsamen Riesen empor. Wie Furcht überkam es mich, wie ein banges Gefühl, als drohe mir Böses von dem finsteren unheimlichen Baume.

„So komm' doch!" mahnte die Mutter.

„Mutterl", stammelte ich, „wird der Baum auch gewiß nicht umfallen?"

Sie lächelte. „Nein komm nur, der Baum steht schon tausend Jahre und wird noch tausend Jahre stehen." Nun saß ich an ihrer Seite und sie sagte: „Weißt Du denn nicht, was für ein Baum das ist?"

„Was für ein Baum?"

„Das ist der Christbaum der armen Seelchen."

„Christbaum!" Ein unendlich wonniges Gefühl durchzog bei diesem Worte das Kinderherz, und bunte strahlende Bilder gaukelten empor.

Eine Weile war Stille.

Die Mutter hatte einen Draht zum Reif geschlungen und begann die Blüthen festzuwinden.

„Weißt Du," sagte sie, „die kleinen, braven Kinder, die in den Städten und Dörfern zusammenwohnen, die haben auch ihre Christbäume draußen im großen Walde stehen, wo sich einer an den anderen schmiegt und einer den anderen schützt gegen Sturm und Wetter. Aber die armen Seelchen, von denen jedes einsam liegt, bald in schwarzer Erde und bald auf dem Grunde des kalten Wassers, die haben alle zusammen auch ihren Christbaum, welcher einsam stehen muß."

„Mutterl, wer sind denn die armen Seelchen?"

„Das sind die Seelen der kleinen Kindlein, die der Storch in einem Jahre bringt, und welche wieder sterben müssen, ohne die erste Weihnacht erlebt zu haben."

Keine Weihnacht erleben! Nicht eine einzige! Das muß wohl das Schrecklichste sein, was einem Menschen widerfahren kann . . . . so dachte der Knabe von damals und das Mitleid der armen Seelchen trieb ihm die hellen Zähren in die Augen. Die Mutter strich ihm mit weicher Hand über das krause Haar und sagte: „Das ist freilich hart für so ein kleines Würmchen. Aber weißt Du, das Christkind hat ein gutes Herz, es denkt an alle Menschen und auch die armen Seelchen vergißt es nicht. In der stillen Weihnacht, wenn der weiße Schnee auf allen Straßen und über allen Dächern liegt, dann schwebt in abendlicher Dämmerstunde das Christkind vom Himmel herab, zuerst so klein, wie eine Schneeflocke, dann wie ein Schwan mit offenen Flügeln, und wenn es mit dem Fuß die Erde berührt, ist es größer geworden als ein Mensch. Ihm folgen unzählige Engelein, und jedes von ihnen trägt einen Korb, so groß und schwer, daß es ihn kaum zu schleppen vermag."

„Du weißt doch noch, das letzte Mal ist eines im Schnee stecken geblieben und hat seinen silbernen Schuh verloren."

Die Mutter besann sich; dann lächelte sie. „Richtig! Und Du hast den Schuh gefunden in unserem Garten. Ja, das kommt zuweilen vor, wenn der Schnee recht tief liegt und die Engelein recht schwer zu tragen haben. Sie müssen ja auch einen so weiten Weg machen, durch die ganze Welt, von Haus zu Haus. Sie klopfen an jedes Fenster und schlüpfen in jedes Stübchen . . . unter dem brennenden Baume breiten sie ihre Gaben aus, und husch! sind sie wieder davon. Zu den bösen Kindern kommen sie zuletzt und bringen die große Ruthe." . . .

„Ach, die meine war gar nicht so groß . . . ja, wie wird sie schon größer ausfallen . . . und dauerhafter!"

Ein raunender Windhauch strich durch die Aeste der Tanne und machte sie leise schwanken.

„Hörst Du, der Baum der armen Seelchen hat es gehört . . . der sagt es dem Christkind wieder."

„Ach, bis da heraus in die Heide kommt ja das Christkind gar nicht."

„So? Da irrst Du Dich aber! Wo sollte denn das Christkind den armen Seelchen bescheren?"

„In der Heide?"

„Ja, in der einsamen Heide! Spät in der Nacht, wenn das Christkind von Haus zu Haus gezogen, wenn überall die Lichter des Baumes schon verglimmen, wenn die Kinder schon schlafen und in dem warmen Bettchen träumen von den schönen Tausendsachen, die der heilige Abend ihnen bescherte, dann wandert das Christkind aus dem Dorfe weit hinaus, bis in die stille, finstere Heide. Wo seine silbernen Füße schreiten, da schmilzt der kalte Schnee und wo der goldene Saum seines Kleides die Erde streift, da bleibt ein heller Schein zurück, die Heidebüsche erwachen aus ihrem Winterschlaf und fangen zu blühen an. Und vor der einsamen Tanne, in deren Schatten wir sitzen, bleibt das Christkind stehen und singt:

Tannenbaum, rüttle dich,
Tannenbaum, schüttle dich!

„Und der Tannenbaum rüttelt sich und schüttelt von allen Zweigen den Schnee, so daß er grün und prangend steht, wie in schöner Frühlingszeit. Das Christkind aber greift hinauf in den Himmel, pflückt mit beiden Händen die funkelnden Sterne und steckt ein brennendes Sternlein auf jeden Zweig der Tanne, so daß sie glitzert und leuchtet, weit schöner noch als jeder Weihnachtsbaum. Mit rothen Aepfeln und mit goldenen Nüssen behängt es alle Aeste und zu Füßen der Tanne breitet das Christkind über weißem Tuche alle Freuden des Lebens aus, Ruhm und Ehre, Reichthum und Macht, Glück und Liebe. Dann schlägt es dreimal die Händchen ineinander, daß es in der weiten Heide hallt, wie Glockenton und singt:

Arme Seelchen, still und klein,
Sammelt Eure Knöchelein
Aus der Erde schwarzem Schlund,
Aus der Wässer tiefem Grund,
Aus der Gräber kaltem Reich
Steigt empor und sammelt Euch!
Was dem Tod Euch auch vereint,
Ob Ihr starbet, heiß beweint,
Ob die Liebe Euch verließ,
Haß und Sünde Euch verstieß,
Arme Seelchen, flink herbei,
Sammelt Euch in Paar und Reih'.
Herbei!
Herbei!
Daß mir ja nur Keines fehlt,
Gott, der Herr, hat Euch gezählt!

„Und ehe das Christkind noch ausgesungen hat, da kommen sie schon herbei, zu vielen Hunderten, von überall, von allen Seiten . . . im geweihten Kirchhof steigen sie aus kleinen Gräbern, im freien Felde aus verschütteten Brunnen, und aus den eisigen Wellen der Bäche klettern sie an's Ufer . . . kleine, winzige Kindlein in weißen, starren Hemdchen . . . keines der stummen Mündlein lächelt, und die kleinen Augen blicken so schmerzenvoll und traurig . . . in langer Reihe ziehen sie heran, und über den dünnen Härchen tragen sie kleine Krönlein, welche geflochten sind aus einem Dornenreis."

„Grüß' Dich Gott," sagt das gute Christkind zu jedem armen Seelchen und reicht ihm die Hand dabei, „grüß' Dich Gott, Du liebes Seelchen; das ist aber schön von Dir, daß Du auch kommst. Da, sieh' einmal her, was der liebe Himmelvater Dir beschert hat!" Und jedes arme Seelchen küßt es mit seinem rothen Munde auf die Stirn, und da fallen von den kleinen Köpfchen die blutigen Krönlein herunter, die kleinen Lippen beginnen zu lächeln, die kleinen Aeuglein hell zu leuchten. Und jedes arme Seelchen tritt heran zu dem schimmernden Baume, unter dessen Zweigen alle die Gaben und Freuden liegen, die ein langes, schönes Leben ihm hätte bescheren können. Und da ist ein Jubel, ein Lachen und Singen die ganze Nacht. Wenn aber der Morgen dämmert und die funkelnden Sterne schon erlöschen wollen, dann sagt das gute Christkind: „So, ihr lieben Seelchen, so, nun ist es genug . . . kommt nur Alle mit mir

jetzt . . . so, jetzt gehen wir schön langsam heim . . . gelt!" Und sachte, ganz sachte fängt das Christkind zu fliegen an, und alle, alle die kleinen Seelchen fliegen hinter ihm einher, immer höher und höher . . . bis in den Himmel."

Die Mutter schwieg; der Kranz aus rothen Heideblumen lag vollendet in ihrem Schoß . . . und draußen, in der Sonne, stieg just aus den dichtesten Heidebüschen eine Lerche empor und schwang sich trillernd in die Lüfte.

Kaiser Friedrich und das französische Bauernmädchen.

Nach dem Englischen von Wilhelm Thal.*) (Nachdruck verboten.)

Seit mehreren Jahren pflege ich meine Ferien im Auslande zu verleben, und so befand ich mich auch letzten Sommer im südlichen Frankreich. Ich ließ mich auf längere Zeit in Beauvoir, einem kleinen Flecken an der Maas, nieder, und wohnte dort mehrere Wochen bei einem gewissen Felix Larondie und seiner Frau Jeanne, denn ich verfolge bei meinen Reisen hauptsächlich den Zweck, soviel wie möglich in das Volksleben einzudringen.

Felix Larondie war ein gutmüthiger, biederer Landmann von 46 Jahren und lebte von dem Ertrage seines nicht allzu großen Bauernhofes; seine Frau dagegen war eine resolute, tüchtige Hausfrau, die noch trotz ihrer 39 Jahre einen recht stattlichen Eindruck machte.

Larondie war im deutsch-französischen Kriege Franctireur gewesen, und Abends saß ich oft in der Stube und lauschte auf seine Kriegsgeschichten, die er mit großer Vorliebe zum Besten gab.

Eines Abends hatten wir wohl eine halbe Stunde stillschweigend geraucht, als er plötzlich sagte:

„Habe ich Ihnen denn schon erzählt, Herr, wie ich in die Hände der Deutschen fiel, und wie ich wieder gerettet wurde?"

„Nein," versetzte ich. „Ich denke, jeder Franctireur wurde erschossen; das ist doch Kriegsgebrauch."

„Ich wurde freigelassen," versetzte er lachend. „Das mag Ihnen unglaublich erscheinen, aber meine Frau hat mich gerettet."

„Da bin ich begierig," meinte ich.

„Also hören Sie! Nach der Schlacht von Sedan bildete sich in unserem Dorfe ein kleines Franctireurs-Corps, dem dreißig Bursche beitraten. Wir waren gut bewaffnet, und ein alter, tüchtiger Veteran war unser Führer. Als die Deutschen Metz eingenommen hatten, marschirten wir ebenfalls nach dieser Richtung und schlugen unser Hauptquartier auf den Hügeln eines kleinen Dorfes, Namens Pency, ungefähr 3 Meilen von der Festung, auf. In Pency wohnte Jeanne und vom ersten Augenblick an, da ich sie gesehen, sagte ich mir: Felix, wenn das Glück gut ist, wird dieses Mädchen Dein Weib! Ihr Vater war der Müller von Pency, und ich gefiel ihm. Bevor wir noch einen Monat in Pency zugebracht hatten, waren wir mit einander einig und er willigte ein, daß ich seine Tochter nach Beendigung des Krieges heirathen sollte.

So klein unser Corps auch war, so thaten wir doch den deutschen Ulanen manchen Schaden, und Jeanne unterstützte unsere Streifereien. Sie war unsere Kundschafterin, und unser Führer Montbou nannte sie „den Kopf und den Geist des Freikorps". Ich kam, wenn es möglich war, allabendlich mit ihr zusammen, und zwar in einem kleinen Keller, der, wie ich zu meiner größten Ueberraschung entdeckte, zwei Ausgänge besaß.

Wir blieben drei Monate in Pency, dann wurde uns der Boden zu heiß, und wir schickten uns an, nach einem einige Meilen weiter südlich gelegenen Dorfe zu ziehen. Aber an demselben Abend, an dem wir Pency verlassen wollten, fiel ich in die Hände der Baiern.

Jeanne meint, und ich glaube das auch, ich wäre von einem jungen Burschen, Namens Odean, verrathen worden, der sich um ihre Hand beworben und dem sie einen Korb gegeben hatte. Aber sei dem nun wie ihm wolle, ich wurde gerade, als ich Jeanne aufsuchen wollte, ergriffen und war so überrascht, daß ich garnicht daran dachte, zu entfliehen oder mich zur Wehr zu setzen, und was das Schlimmste war, ich wurde mit dem Gewehr in der Hand gefangen genommen.

„Sie sind ein Mörder!" sagte ein Offizier französisch zu mir, „und werden füsilirt. Wo sind Ihre Gefährten?"

Ich antwortete nicht, und man führte mich unter starker Bedeckung nach dem Flecken wo der Kronprinz sein Hauptquartier hielt. Zu meinem Glück begegnete uns Jeanne unterwegs. Sie flog auf mich zu und versuchte mich zu befreien, doch alles war umsonst, denn Krieg ist eben Krieg.

Ich wurde dem Adjutanten des Kronprinzen vorgeführt, der mir die Freiheit versprach, wenn ich meine Gefährten angeben wollte. Als ich mich weigerte, dies zu thun, erklärte er mir, dann würde ich um 5 Uhr früh erschossen werden.

Darauf führte man mich in ein Zimmer, wo ich mich ganz meinen trüben Gedanken überließ. Ich dachte an Jeanne, die ich nie wiedersehen sollte, und malte mir ihre Verzweiflung aus Doch ich kannte sie damals noch nicht. Sie arbeitete für mich mit aller ihr innewohnenden Thatkraft und Geistesgegenwart. Jeanne, mein Herz, komm' doch einmal her!"

Die Bäuerin trat in die Thür.

„Erzähle doch dem Herrn, wie Du mich gerettet hast, meine Liebe!"

Jeanne wurde blutroth und sagte kein Wort, bis ihr Mann fortfuhr:

„So thu' es doch, der Herr bittet Dich darum."

„Nun denn!" begann Jeanne, „so hören Sie! Als ich Felix nach dem Hauptquartier des Kronprinzen zu verschwinden sah, gerieth ich in helle Verzweiflung, denn ich wußte nur zu gut, welches Schicksal ihn erwartete.

Da kam mir ein Gedanke, und es fiel mir ein, daß Jacques Vellok sich im Besitz einer preußischen Uniform befand. Ich erbat mir dieselbe von ihm, zog sie an; und sie saß mir vorzüglich. Dann schnitt ich mein Haar ab, steckte eine Pistole zu mir und wandte mich dem Lager der Deutschen zu. Dort gelang es mir, Dank meiner Verkleidung, mich durch die Schildwachen zu schleichen und bald stand ich vor dem Hauptquartier des Kronprinzen. Noch einmal flehte ich zu Gott, und ging entschlossen auf die Thür zu. Ich zitterte so stark, daß ich kaum sprechen konnte. Glücklicherweise bemerkte der Offizier, an den ich mich wandte, meine Aufregung nicht.

„Bringen Sie mich sofort zu Sr. Königlichen Hoheit!" sagte ich in meinem besten Deutsch, denn ich konnte Deutsch; „ich habe wichtige Depeschen."

„Von wem? fragte er."

„Bringen Sie mich augenblicklich zu Sr. Hoheit!" erwiderte ich.

Er sah mich scharf an, und ich glaubte ohnmächtig zu werden, doch er versetzte kein Wort, sondern führte mich in das Zimmer des Prinzen. „Wichtige Depeschen," sagte er und deutete auf mich.

„Von wem?" fragte der Kronprinz.

„Wenn ich bitten darf, Hoheit, geheim!" stotterte ich.

„Ziehen Sie sich zurück, lieber Haupt!" sagte der Prinz, und der Offizier verließ das Zimmer.

„Und nun sprechen Sie!" fuhr der Prinz in freundlichem Tone fort. „Sie sehen blaß und krank aus. Wie heißen Sie?"

Der Schlüssel stak im Schloß, und ich drehte ihn geschwind um.

„So!" rief ich, mein Pistol hervorziehend, und es dem Kronprinzen gerade vor's Gesicht haltend; wenn Sie nun Hilfe rufen, Hoheit, sind Sie ein todter Mann!"

Der Kronprinz rührte sich nicht; er zuckte nicht einmal mit den Wimpern, sondern sah mir fest und lächelnd in die Augen.

„So!" sagte er leichthin; „also eine Kriegslist? Wer sind Sie, und was wollen Sie?"

„Königliche Hoheit," versetzte ich, „ich bin die Tochter des Müllers von Pency. Mein Bräutigam, Felix Larondie, ist von

*) Für die Wahrheit dieser Geschichte muß natürlich der Verfasser einstehen. — Red.

Ihren Leuten heut als Franktireur ergriffen worden. Wenn er nicht schon todt ist, so ist er doch jedenfalls verurtheilt!"

„Ein Weib!" lächelte er. „Nicht übel! Ja, liebes Kind, ich weiß nichts davon. Aber warten Sie; hier liegen einige Papiere, die man mir zum Unterzeichnen hineingebracht hat. Ah, richtig hier. Felix Larondie, Bauer, mit den Waffen in der Hand ergriffen, soll um 5 Uhr früh erschossen werden."

„Er wird nicht sterben," rief ich, „Königliche Hoheit —" und wieder erhob ich mein Pistol.

„Er ist ein Mörder . . ."

„Nein Hoheit, er ist ein Soldat, wenn er auch nicht die Uniform trägt. Denken denn Hoheit, daß ich für einen Mörder so viel gewagt hätte als ich jetzt wage?"

„Mein Leben steht in Gottes Hand, Mademoiselle," sagte er, mich fest anblickend. „Drohungen können mich nicht bewegen, aber Sie sind ein tapferes Mädchen."

Nun verließ mich der Muth, ich ließ das Pistol fallen, ich fiel schluchzend zu seinen Füßen und bat ihn um meines Bräutigams Leben. Er hob mich freundlich auf, gab mir Wein zu trinken, und ich mußte ihm alles erzählen. Ach, er war ein echter Fürst!

Als ich ihm alles gesagt, erklärte er: „Er soll begnadigt werden"; dann setzte er lächelnd hinzu: „Solch tapferes Mädchen darf doch ihren Bräutigam nicht verlieren." Nun mußte ich wieder weinen, küßte seine Hand und versuchte ihm zu danken. Dann ließ er mich mit einem Zettel zu Felix führen, der sofort freigelassen wurde. Wieder gingen wir zusammen zum Kronprinzen und sprachen ihm zusammen unsern Dank aus.

Drei Tage später überbrachte mir eine Ordonnanz ein Armband von Seiner Königlichen Hoheit, auf dem die Worte eingravirt standen: „Einem braven und tapferen Mädchen!" Sehen Sie, ich trage es noch immer.

„Ach, lieber Herr, wir weinten, als der edle Fürst starb und die berühmtesten Aerzte ihn nicht retten konnten. Wir sandten einen Kranz, und ich wagte es, an die Kaiserin Friedrich zu schreiben. Sie ist eine würdige Tochter Ihrer Königin, mein Herr, und sandte mir einen eigenhändigen Brief zurück. Ja, sie verdiente einen so edlen Gatten, wie Kaiser Friedrich es gewesen."

Das Domicil des Glückes.

Von Karl Murai.

Autorisirte Uebersetzung von Alex. Engel.

Jüngst traf ich zufällig Miska Pönöge, der mich so heftig abküßte, daß die Musik des Kusses noch nach Stunden in meinen Ohren klang. Er umarmte mich zwei-, dreimal, legte seinen Arm in den meinen, und als wir so dahin schritten, murmelte er in einem fort mit breitem Lächeln, daß er sich im Domicil des Glückes aufhalte, und zwar schon volle sechs Jahre. Er habe eine Gattin, mit der er in einer Kaltwasserheilanstalt bekannt geworden und welche die wahre, von jedem unangenehmen Nachgeschmack freie Glückseligkeit täglich in neuer Form erfinde. Er habe drei Kinder, welche die lebendige Wonne verkörpern. Und er nannte mir die genaue Adresse des Glücksdomizils, den Stock und die Thürnummer. Dann ließ er mich einen Schwur schwören, daß ich dies ausschließliche Domizil des wahren Glückes besichtigen werde, Vormittags zwischen elf und zwölf, zu welcher Zeit es schon gesäubert und gelüftet ist. Und sein Antlitz strahlte vor Wonne. Die Gattin, die er in den hellsten Farben schilderte, besitze so viele Schönheiten, Reize, Lieblichkeit und Tugend, daß der Schöpfer damit ein Dutzend Frauen hätte ausstatten können.

Und alle diese Eigenschaften hatten die Kinder geerbt. Wenigstens erzählte Miska so und rief dadurch mein Interesse und meine Neugierde in hervorragendem Maße wach.

— Lieber Freund, als sie mich vor sechseinhalb Jahren in die Kaltwasserheilanstalt schickten, war ich der Verrücktheit nahe. Meine Nerven bereiteten mir viel Unannehmlichkeiten, meine Finger zitterten nicht, sondern tanzten und ich war so kaput, daß die kleinste Ursache mich reizte, aus voller Kehle zu brüllen. Meine Frau, welcher ich dort in der Kaltwasserheilanstalt begegnete, war ebenfalls nervös. Sie schrieb Verse und das schadete ihr, denn die Blätter veröffentlichten sie nicht, das machte sie nur um so empfindlicher. Aber als wir in dem Garten des Instituts zusammenkamen, begannen wir plötzlich zu lächeln. Ich lächelte ihr zu, sie lächelte mir zu.

Ein Augenblick, dies Lächeln von beiden Seiten und wir waren wahnsinnig in einander verliebt. Diese Liebe produzirte wahre Wunder. Sie besänftigte unsere Nerven, wenn auch nicht unsere Gefühle. Arm in Arm spazierten wir, wir aßen zusammen Reis, wie wir auch zusammen Milch tranken.

Aber obwohl wir Reis aßen und Milch tranken, nippten wir im Grunde echten Nektar. Und wir nippen ihn noch jetzt, denn als die Kur ihr Ende erreicht hatte, führte ich sie sofort zum Altar trotz des Widerstandes seitens meines Vaters und seiner Bemerkung, daß hier zwei Narren ein Paar werden!

Der ständige Bewohner des Glücksdomizils verabschiedete sich sodann von mir, und ich ging meinen Weg und machte mir Gedanken über Miska Pönöge, dessen Vater ich als sehr klugen Mann gekannt hatte.

Zum Teufel auch, es ist kein alltäglicher Fall, daß zwei junge Seelen sich in der Kaltwasserheilanstalt lieben lernen, sich gegenseitig auskuriren, dann als Gatte und Gattin glücklich werden, ein für allemal der Nervosität entsagen, die doch gewöhnlich bei solchen Anlässen nicht zu verschwinden, sondern sich zu verstärken pflegt.

Als ich einige Tage später zwischen elf und zwölf Uhr an der Thüre der Miska'schen Wohnung läutete, sprang die Thüre sehr heftig auf und es präsentirte sich mir ein sehr nettes Weibchen, welches mich fragend anstarrte. Ihr Kopf war eingebunden und ihr Kleid in ziemlicher Unordnung. Ihre Lippen zitterten ein wenig und ihr bleiches Antlitz verrieth, daß sie ärgerlich war und bewies überhaupt, daß diese Frau nicht die herrschende Königin des Glücksdomizils sei. Die Lippen und das Antlitz verklärten sich zu einem Lächeln, als ich meinen Namen nannte. Sie ergriff und drückte meine Hand und zog mich in's Zimmer, mir versichernd, daß Miska ihr schon viel über mich erzählt habe. In dem Zimmer, in das wir eintraten, war die Unordnung ziemlich bedeutend. Vor dem einen Fenster stand der Speisetisch und darauf war ein Sessel plazirt.

Zwischen dem Sessel und dem Vorhanghalter schwebte irgend ein weibliches Lebewesen, das seltsame Laute von sich gab.

— Ach, mein Gott, sprach Miska's Gattin. Wir befinden uns in einer furchtbaren Situation. Schauen Sie, wir wollen die Vorhänge anmachen. Der Tapezierer hat versprochen, seinen Burschen herzuschicken und der Elende hat sein Wort nicht gehalten. Schon vor sieben Minuten hätte der Kerl hier sein sollen und er ist jetzt noch nicht da. Ich könnte sogar wetten, daß er nicht einmal noch in einer halben Stunde kommen wird.

— Das ist ja in der That entsetzlich!

— Nicht wahr? Und jetzt werde ich dem Entarteten zeigen, daß ich auf ihn nicht angewiesen bin. Ich lasse die Sache durch das Dienstmädchen machen, das heißt, ich würde es von ihr machen lassen, wenn sie es verstünde. Aber sie versteht es nicht. Denken Sie sich, sie behauptet, daß sie in der Höhe den Schwindel kriegt und fürchtet, sich den Hals zu brechen. Na, ist das nicht eine Prahlerei, Größenwahn? Ich möchte wissen, was sie verlieren kann, wenn sie den Hals bricht? Sehen Sie, dort oben steht sie und weint. Sie ruft ihre Mutter an. (In der That begann das Mädchen stärker zu weinen und ihre Mutter anzurufen. Sie schluchzte, daß die arme Frau in ihrem Jammer nach ihr sterben wird, denn sie habe eine Ahnung, daß sie herunterfällt und sich den Hals bricht.) Nein, das ist nicht zu ertragen. Das macht mich vollkommen verrückt. Und Miska ist nicht zu Hause. Statt daß er helfen soll, geht er in's Wirthshaus. Sagen Sie, haben Sie schon einen so elenden Menschen gesehen? Er läßt mich hier in Ungewißheit, er läßt mich hier in tausend Verlegenheiten und kümmert sich nicht darum, was wohl geschehen wird, wenn der Tapeziererjunge nicht kommt, was nun auch thatsächlich der Fall ist.

Und nachdem sie dies gesagt hatte, begann sie vor Aerger zu weinen. Dazu rang sie auch noch die Hände. Da ich unter allen Umständen galant zu sein pflege, bot ich ihr sofort meine Dienste an. Ich stellte das Dienstmädchen auf die Erde und kletterte selbst auf den Sessel, um die Vorhänge anzubringen.

Miska's Frau begann darauf in die Hände zu klatschen, das Mädchen gab sich einem vergnügten Kichern hin. Die Arbeit wurde mir schwer und sauer, da die auf ihre Vorhänge stolze Frau bald von links nach rechts, bald von rechts nach links quälte. Als ich fertig geworden, war sie so liebenswürdig mich zu fragen, warum ich denn etwas übernehme, wovon ich keinen Dunst habe?

Inzwischen war **eine** Stunde vergangen und ich stand sehr ermüdet da. Was alles geschehen wäre, wenn Miska jetzt nicht nach Hause kommt, das weiß ich nicht! Aber ich halte es für keine besondere Unmöglichkeit, daß die Gnädige mich zusammengeschimpft und hinausgestoßen hätte.

Was Miska betrifft, so spazierte er lustig pfeifend ins Zimmer und sein Hut saß nicht ganz auf seinem normalen Platze. Als er mich gewahrte, schrie er „Hurrah“ und wollte mich umarmen. Aber seine Gattin stellte sich vor ihn hin und sah ihn starr an. Miska stand jetzt neben dem Tisch und sah einen Augenblick die Königin seines Glücksdomizils ebenfalls starr an. Nachdem dieser Augenblick verflossen war, schlug er mit seiner Handfläche fest auf den Tisch und sprach in sehr hohem Tone: „Frau!“

— Sehen Sie, mein Herr, wendete sich die Königin an mich. Das ist er! So unerzogen, so grob ist er immer. Und er hat dafür keine andere Entschuldigung, als daß er dumm ist.

— Siehst Du, sprach Miska nun zu mir. So eine Furie ist sie. Schau nur, jetzt wird sie gleich zischen, wie eine Schlange.

Die Frau zischte nicht, wahrscheinlich damit ihr einziger Miska nicht Recht behalte. Statt des Zischens bedeckte sie ihr Antlitz mit beiden Händen und begann zu weinen, indem sie schluchzend versicherte, daß eine vor einem fremden Menschen beleidigte Frau nicht anders thun könne als weinen. Aber bei einem so verrückten Kerl, wie es Miska sei, wäre sie auf alles gefaßt.

Der Herr des Glücksdomizils begann nun zu poltern und schwur bei allen Göttern, daß er sich erschießen werde, denn so ein Leben sei nicht mehr erträglich.

— Wenigstens wirst Du Wittwe sein und kannst Dich austoben. Es ist ohnehin Deine größte Sehnsucht, daß ich zu Grunde gehe.

Miska fuhr sich in's Haar und lief so im Zimmer auf und ab. Er bot ein sehr erschreckendes Bild. Seine Gattin sah ihn mit halbem Blick an und als sie bemerkte, daß die Wuth ihres Herrn immer größere Dimensionen annehme, produzirte sie ein stärkeres Schluchzen und lief davon. Der Gatte schaute ihr nach, horchte auf und zählte:

— Eins, zwei, drei.

Und richtig waren drei Schläge hörbar. Die Gnädige schlug nämlich die Thüre des Zimmers, die Thüre der Küche, die Thüre des Vorzimmers nach sich heftig zu.

— Weißt Du, was sie jetzt anfängt? Sie stürmt zu ihrer Mutter, die in dem Nachbarhause wohnt. Sie weint die Stiege voll, sie weint die Gasse voll, sie weint jeden Theil des mütterlichen Hauses voll, sie weint sogar in's Telephon hinein, nur um mich um so stärker zu compromittiren. Aber diesmal wird es ihr nicht gelingen, dafür stehe ich gut. Ich werde ihr zeigen, daß ich sie zurück bringe. Darauf lief er davon, und wieder waren drei Schläge hörbar, denn auch er schlug mit großer Wuth die drei Thüren nach sich zu.

Daraus folgt natürlich, daß ich allein in dem Zimmer blieb, welches das ausschließliche Domizil des Glückes bildete. Ich warf einen traurigen Blick auf die Vorhänge, um mich dann zum Gehen anzuschicken. Schließlich, wenn die Hausleute einen Gast stehen lassen, geht der Gast von selber. Bevor ich aber die Thür öffnete, trat der Dienstbote in's Zimmer.

— Gnädiger Herr, man hat, bitte, die Kohle gebracht und ich muß in den Keller gehen. Bitte solange hier zu bleiben, bis ich heraufkomme.

Inzwischen hatte ich meine gründlichen Unannehmlichkeiten mit den Kindern, die sich herzhaft prügelten, Papa und die Mama suchten und die ich nur schwer mit einigen Kronen versöhnen konnte. Auch ein Kohlenlieferant wollte sofort seine Rechnung bezahlt haben, und als ich ihm erklärte, daß die Herrschaft nicht zu Hause sei, begann er Lärm zu schlagen, daß er solche Ausreden schon kenne. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihn zu bezahlen und ihn außerdem noch mit einem Trinkgeld zu beschenken.

Ein Besuch, der da kam, war nur mit großen Schwierigkeiten vom Hals zu schütteln.

Von all' diesen Mühen überwältigt, konnte ich kaum sprechen und ich war beinahe nicht mehr fähig, anständig in's Vorzimmer zu laufen, denn es wurde wieder einmal heftig geläutet.

Durch die Thür trat Miska ein, gleichzeitig mit seiner Frau, die er umarmt hielt und sogar einige Male küßte.

Dann wies er auf sie hin und sprach:

— Du, schau Dir nur diese Frau an! Die wahre lebende Wonne und brennende Leidenschaft, sie ist die Königin meines Herzens und die Königin dieser Häuslichkeit des Glückes, welche man nirgends findet. Du, wenn ich nicht in jener Kaltwasserheilanstalt mit diesem Engel zusammentraf, wäre ich heute unglücklich. Schau sie nur an! Ein Engel! Nicht wahr, ein Engel!

Der Engel aber schmiegte sich an Miska heran und sah ihn liebevoll an. Dann sagte der Engel nur soviel:

„Alles verdanken wir der Kaltwasserheilanstalt . . .“

Der Thomastag.

Von J. Duller. (Nachdruck verboten.)

Fast alle die Tage, welche nach bedeutenden heiligen Personen benannt sind, spielen im Volksglauben eine wichtige Rolle. Wieviel sind doch der abergläubischen Dinge, die das Volk z. B. mit Johanni, Michaelis, Martini und anderen Tagen in Verbindung bringt! Auch der 21. Dezember, der dem Apostel Thomas seinen Namen verdankt, gehört zu diesen Tagen.

In Tyrol wird an demselben der berühmte „Weihnachtszelten“ fabrizirt. Dieses Geschäft bringt Jung und Alt in Bewegung. Schon Vormittags geht die Bäuerin zum Getreidekasten und holt eine Schürze voll „Klotzen“ (gedörrte Birnen), welche sie auf den großen Stubentisch schüttet. Nun geht es an das Aufschneiden. Hausfrau, Knechte und Kinder sind dabei thätig; die Großdirn und die Kleindirn aber kneten indessen den Teig aus Roggenmehl tüchtig durch. Er wird dann mit der Fülle, zu welcher nebst den Birnschnitzen und Zibeben (Korinthen) als besonderer Luxus Nüsse und Feigen kommen, vermengt und in Laibe geformt. Außer den großen „Familienzelten“ wird für die Kneterinnen ein besonderer „Kneter“ gebacken, wogegen für die übrigen Mägde kleinere Laibe gebacken werden, zu denen sie überdies häufig die Füllung selbst herbeischaffen müssen. Das Gebäck wird hierauf verschiedene Male mit dem Kreuzeszeichen gesegnet, mit Weihwasser besprengt und dann in den Backofen geschoben.

Bevor sich aber die Kneterinnen vom Teige reinigen, schickt sie die sorgliche Hausfrau hinaus in den schneebedeckten Obstanger, um mit den teigbedeckten Armen die bereiften Bäume zu umschlingen, weil man glaubt, daß dies ihnen besondere Fruchtbarkeit verleihe.

Der neugebackene „Zelten“ wird sogleich vertheilt, aber ja nicht angeschnitten, denn er hat noch eine ganze Reihe von Ceremonien und Segnungen durchzumachen, bis er endlich am Dreikönigstage verspeist wird.

Die folgende Thomasnacht gehört zu den sogenannten „Rauh- oder Freinächten“, in welchen den Menschen nach dem Volksglauben eine Frage an das Schicksal freisteht. Von dieser Erlaubniß machen vor allem die jungen Mädchen den ausgie-

bigsten Gebrauch, indem sie mit Hilfe des heiligen Thomas zu erfahren hoffen, ob und wann ihnen die Ehe beschieden sei.

Die zahlreichen abergläubischen Liebesorakel, die in der Thomasnacht gebräuchlich sind, hängen jedenfalls mit der einstigen Verehrung des heidnischen Liebesgottes Frô zusammen, der bei dem altgermanischen Julfeste, das mit unserm heutigen Weihnachtsfeste ungefähr zusammenfällt, eine hervorragende Rolle spielte. Sein Begleiter war ein goldborstiger Eber als Symbol der Fruchtbarkeit, und ihm zu Ehren schlachtete man zur Julzeit den Juleber, so wie man jetzt noch in diesen Tagen Schweine schlachtet und Schweinemärkte abhält. Auch der oben erwähnte „Zelten“ wurde in alter Zeit in Eberform gebacken.

In Tyrol stehen in der Thomasnacht heirathslustige Mädchen um 11 Uhr aus ihren Betten auf, werfen Bett, Leintuch, Kissen und Strohsack auf den Boden, so daß nur noch die Bretter sich in der Bettlade befinden, und treten dann in alle vier Ecken derselben mit den Worten:

„In dem Eck steh' i,
Zu dem Eck geh' i,
Heiliger Thomas, gieb mir ein,
Welches wird etwa mein Mannel sein!“

Anderswo heißt es:

„Lieber Thomas, i bitt di,
Bettstell, i tritt die,
Laß mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen!“

Oder:

„Bettschemel ich tritt di,
Heil'ger Thomas, ich bitt di,
Zeig mir an
Meinen künft'gen Mann!
Kommt er mit einem Glas Wasser,
So will ich ihn lassen;
Kommt er mit einem Glas Wein,
So soll er mein Eigenthum sein.“

Vor und nach dem Gebet muß man dreimal an die Bettstelle klopfen und bei den Worten: „I tritt di!“ mit den Füßen die Bettlade treten, so erscheint der Liebste im Traum.

Außer diesem Betttreten giebt es noch eine Unzahl anderer Liebesorakel, wie sie nur verliebte Herzen, denen Alles bedeutungsvoll erscheint, erfinden konnten, so das bekannte Bleigießen, wobei das Mädchen geschmolzenes Blei in eine Schüssel voll Wasser gießt, um aus den entstandenen Figuren auf den Stand des Zukünftigen zu schließen; das Zettelschreiben, wobei Zettelchen, mit Namen beschrieben, unter das Kopfkissen gelegt werden. Liegt eines davon am nächsten Morgen auf dem Boden, so ist der auf demselben stehende Name derjenige des Bräutigams.

Auch das Scheiterziehen ist beliebt, wobei aus der geraden oder ungeraden Zahl der Scheiter darauf geschlossen wird, ob man in den Ehestand treten oder ledig bleiben wird, ferner das Schuhwerfen, das Horchen an den Backöfen.

An manchen Orten nehmen die Mädchen ein brennendes Licht und schauen mit dem Schlage Zwölf in einen Spiegel, in welchem sie dann ihren künftigen Lebensgefährten erblicken.

In Schweden und Norwegen bemüht man sich in der Thomasnacht, der Wintersonnenwendnacht, die Alfen und Trollen, die bösen Geister, welche in der Nacht umgehen, durch Opfer und Geschenke zu versöhnen.

Lose Blätter.

* **Französische Kriegsmedaillen.** Natürlich sind während des deutsch-französischen Krieges in Frankreich verschiedene Medaillen geprägt worden, aber die meisten wurden in Deutschland kaum bekannt. Dem „Hamb. Corr.“ ist eine Anzahl solcher Medaillen jetzt vorgelegt worden. Sie illustriren recht deutlich die Wandlungen, die die Kriegsereignisse in den Anschauungen des französischen Volkes hervorgerufen haben. Da ist eine Medaille vom Anfang des Krieges mit dem lorbeerbekränzten Kopf Napoleon's und der bekannten Umschrift Napoléon III. Empereur. Die Kehrseite zeigt den Prinzen Louis Napoleon und die Worte: Napoléon E. L. J. J. (Eugène Louis Jean Joseph) Prince Impérial. Eine andere Napoleondenkmünze, die offenbar kurz nach der Katastrophe von Sedan geprägt ist, zeigt den Kopf des Exkaisers mit der preußischen Pickelhaube und einem eisernen Halsband mit einer Oese im Genick und der Aufschrift „Sedan“. Die äußere Umschrift lautet: Napoléon III. Le Misérable. 80000 Prisonniers. Die Kehrseite trägt den Adler des Kaiserthums mit dem Kanonenrohr in den Fängen, aber einem scheußlichen, eulenartigen Vampyrkopf und der Umschrift: Vampire Français, 2. Dec. 1851 — 2. Sept. 1870. Eine Münze trägt den idealen Kopf der Republik mit dem Datum 4. September 1870 und auf der Kehrseite die Inschrift: A ses Défenseurs Présents et Futurs. Liberté, Egalité, Fraternité. Commune de Paris 18. Mars 1871. Die Worte Liberté, Egalité, Fraternité zugleich auch symbolisch dargestellt durch Jakobinermütze, Wasserwage und zwei ineinanderliegende Hände, befinden sich noch auf einer anderen Münze, deren Rückseite die hochtrabende Inschrift zeigt: Levée de l'Etat de Siège de Paris. Par le Comité Central 19. Mars 1871. Auch eine Garibaldi-Medaille ist darunter mit der Widmung: Honneur à Garibaldi, Défenseur des Libertés Européennes. Eine Medaille zeigt den Kopf Moltke's mit der ergötzlichen Umschrift: Halgemein von Moltke H. Général (= allgemein) von Moltke —. Das Bild der Jungfrau von Orleans befindet sich ferner auf einer der Medaillen mit der Umschrift: Délivrence d'Orleans par Jeanne d'Arc 1429. Die Schrift auf der Kehrseite lautet: 441me Anniversaire 7. et 8. Mai 1870. Ferner sind Medaillen vorhanden mit den Bildnissen von „Prinz Bismarck“, Prinz Friedrich Karl „König von Bayern“, Marschall Mac Mahon, General Uhrich, Marschall Bazaine, Thiers, „Chef du Pouvoir Ex.“ und Leon Gambetta. Die Sammlung enthält endlich zwei Manschettenknöpfe, deren jeder einzelne den ersten Vers der Marseillaise in außerordentlich feinen Lettern aufweist. Das Beste in der hochinteressanten Sammlung sind entschieden die beiden Napoleon-Denkmünzen, weil sie in ihrer kurzen Aufeinanderfolge und mit ihrer so gänzlich verschiedenen Bedeutung sprechende Illustrationen bilden nicht allein zu den Zeitverhältnissen, sondern auch zu der Volksgunst im allgemeinen und im besonderen zu dem wetterwendischen Geist der Franzosen.

* **Sänger und Esel.** Der englische Baritonist Sir Clifford Hallé erzählt folgende Anekdote aus Südafrika: „Es war in Port Elizabeth, wo ich ein Konzert geben sollte. Der Saal, in dem ich sang, lag in einem Bezirk der Stadt, in welchem der größte Theil der Bevölkerung aus Gänsen, Enten, Schweinen, Eseln und anderem Hausgethier zu bestehen schien. Die Nacht war warm und der Haupteingang blieb offen, um der frischen Luft freien Zutritt zu gewähren. Ich hatte zwei oder drei Nummern glücklich heruntergesungen und begann eben das bekannte Lied zu singen: „Bruder, gehst Du hier vorüber“, ein Lied, das meinen Zuhörern sehr zu gefallen schien. Das Lied endet mit den Worten: „Bruder, Bruder, sage Ja“, und gerade, aber gerade in diesem Augenblicke streckte einer der vierbeinigen Esel von Port Elizabeth den Kopf in den Saal und — — „J . . . a, J . . . a“ klang es herein! Natürlich wälzte sich das gesammte Publikum, die löbliche Garnison mit inbegriffen, buchstäblich vor Lachen. Die Frau des Kommandanten bekam geradezu den Lachkrampf. Der Kommandant selber aber trat mit vor Lachen thränenden Augen auf mich zu, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Lieber Hallé, wenn Sie bei uns in Afrika ernst genommen werden wollen, dann lassen Sie — Ihre Verwandten hübsch zu Hause.“

* **Geben Knochen eine gute Suppe?** Diese Frage wurde vor Kurzem in Frankreich, wo man bekanntlich gern Suppen ißt, lebhaft erörtert. Hierbei wurde vielfach die Ansicht kund, daß Knochen der Suppe nachtheilig seien. Es lösen sich nämlich die Gelatinetheile, welche in den Poren der Knochen gelagert sind und gehen in die Suppe über, während der gleichfalls in die Suppe übergegangene, durch Auskochen gewonnene Fleischsaft, welcher ja bekanntlich eine kräftige Suppe ausmacht, die von der Gelatine befreiten Poren ausfüllt. So soll deshalb nach längerem Kochen wohl der Knochen gut zum Aussaugen, die Suppe aber ein flüssiger Leim sein.

* **Das älteste Rezept der Welt** veröffentlicht ein französisches medizinisches Fachblatt. Diese ärztliche Verordnung wurde von einem englischen Gelehrten auf einem Papyrus entziffert. Es handelt sich um ein den Haarwuchs beförderndes Mittel, welches für Chata, die Mutter des zwölften Königs aus der ersten egyptischen Dynastie, der etwa viertausend Jahre vor Christi Geburt regierte, bestimmt war. Die Formel lautete: Hundspfote 1, Datteln 1, Eselshuf 1, in Oel zu kochen, und damit die Kopfhaut energisch einzureiben. „Dieses Mittel,“ bemerkt das Fachblatt, „scheint nicht besser und nicht schlechter, als alle anderen heutzutage angepriesenen Mittel gleicher Art zu sein. Wir glauben, daß in dieser Beziehung die Wissenschaft keine großen Fortschritte gemacht hat.“

* **Der Kölner Dom mit einer — Hausnummer.** Große öffentliche Bauten monumentalen Charakters pflegen nicht mit Straßen- oder Platzhausnummern versehen zu werden. Wozu auch? Sie werden leicht gefunden. In Köln scheint man aber plötzlich wegen des Doms die Besorgniß zu hegen, er könne in dem Häusergewirr unfindbar sein, obwohl er hoch darüber hinausragt, denn in den letzten Tagen hat der Kölner Dom eine Hausnummer erhalten! Sie ist am Hauptthore der Thurmseite angebracht. Wenn ein Fremder jetzt aus dem Zentralbahnhof hinaustritt und fragt: „Wo liegt denn der Dom?“ so wird ihm geantwortet: „Am Domkloster Nr. 4“ Das römische Nordthor, die sogenannte Porta Paphia, wird wohl, weil sie 1000 Jahre älter ist als der Dom, Nr. 2 erhalten. Kunstkenner meinen, die Nummer 4 des Domes lasse den gothischen Stil vermissen. Die ganze Sache ist unseres Erachtens überhaupt stillos.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.